marschfeld. Die beiden Heere lagen sich kampfbereit gegenüber. Und eines Tages raunte man im österreichischen Lager, Napoleon wolle den Erzherzog umgarnen, habe ihn zu einer Unterredung eingeladen, ihm versprochen, ihn zum König von Ungarn zu machen und mit aller Macht zu unterstützen, wenn er seinen kaiserlichen Bruder vom Thron stoße. So flüsterte und raunte im Lager das Gerücht. Und eines Tages hieß es, der Erzherzog sei von dem Kaiser der Franzosen zur Audienz gebeten. Da packte der Tilgner seine Geige unter den Uniformmantel und bat zugleich mit meinem Großvater, der schon Korporal war, den Oberst um Zuteilung zur Eskorte des Erzherzogs. Der Regimentskommandant wußte, daß diese zwei beim Erzherzog beliebt waren, und so kamen sie zur kleinen Wache, die den Armeekommandanten in das Lager der Franzosen begleitete.

Es war ein trüber Abend, die Donaunebel wallten von den Auen, als der Erzherzog in das Lager Napoleons trat. Da schlichen zwei Gestalten, in graue Mäntel gehüllt, an den französischen Garden vorbei; der Tilgner hatte seine Geige eng an sich gepreßt. Drinnen im kaiserlichen Zelt beschwor der Korse den Erzherzog, sein Anerbieten anzunehmen, lockend zeigte er die ungarische Krone, Karl sei doch auch mit dem Starrkopf Franz verfeindet, der überall Verrat wittere, sei der bei weitem geistig höher Stehende, da gäbe es doch kein Zweifeln. Und dann würde der Krieg ohne Blutvergießen beendigt sein. Er versprach und lockte, vielleicht wurde der Erzherzog wankend, da tönte plötzlich hell und klar vor dem Zelt auf einer Geige: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" — Der Erzherzog sprang auf. Niemals würde er seinen Bruder verraten, er, ein deutscher Fürst, niemals! Er riß die Zelttür auf und sah die beiden, meinen Großvater und den Tilgner. Bewegt schüttelte er ihre Hände: „Das werde ich Euch nie vergessen!" Und zu Napoleon gewendet: „Sie sehen, Sire, wie meine Leute denken!"

Zwei Tage später schlug der Erzherzog bei Aspern zum ersten Mal die Franzosen; Napoleon zog sich auf die Lobau zurück. Der Tilgner und mein Großvater waren unter des Erzherzogs Augen unter schlagender Trommel gegen die napoleonische Garde gestürmt. Nach dem Feldzug wurden beide ehrenvoll dekoriert entlassen, und der Erzherzog ebnete ihren weiteren Lebensweg. Seit dieser Zeit hieß der Tilgner Franz der „Napoleongeiger", denn diese Geschichte hatte sich unter den Soldaten und Bürgern herumgesprochen.

Das erzählte mir der Großvater vom „Napoleongeiger", während wir über die abenddunklen Flächen des Glacis zum Schottentor schritten. Eine Woche später ging ich an der Hand meines Großvaters hinter dem Sarge des „Napoleongeigers". Jener Sonntag war sein letzter gewesen. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete ihn auf seinem letzten Gang; eine Abordnung seines alten Regiments schoß die Ehrensalven über das Grab, und ein großer Kranz mit schwarzgelben Schleifen lag auf dem Sarg: „Dem Getreuen seines Vaters, der Sohn Albrecht!" Am alten Döblinger Friedhof konnte man viele Jahre einen einfachen Grabstein sehen: „Franz Tilgner, geboren 1780, gestorben 1863" und darunter: „Er war ein treuer Oesterreicher!" — Wenn der Sommerwind in den Trauerpappeln sang, dann summte oft eine leise Melodie mit, die wie ein uraltes Wiener Lied klang oder wie ein längst vergessener Militärmarsch, nach dessen Klängen der stumme Schläfer einst gegen seines Heimatlandes Feinde gestürmt war, er, den alle kannten und liebten, der Tilgner Franz, der „Napoleongeiger".

Bekämpfung und Verhütung der Grippe.

Von Dr. med. Neustadt-Berlin.

Gewöhnlich um die Jahreswende hält die Grippe bei uns ihren Einzug. Sie ist also eine Saisonkrankheit, die sich meistens in sehr aufdringlicher Form bemerkbar macht. Vielfach geht der eigentlichen Erkrankung ein Schüttelfrost bei gesteigerter Temperatur voraus, dem bald heftige katarrhalische Erscheinungen, wie Schnupfen und Husten, verbunden mit starkem Auswurf, Nerven-, Magen- und Darmstörungen folgen. Bei sorgfältiger Behandlung nimmt die Grippeerkrankung meistens einen gutartigen Verlauf, doch können auch, namentlich bei tuberkulös veranlagten Personen, Lungenentzündungen und schlimmere Komplikationen eintreten. Träger der Grippe ist ein von Professor Pfeiffer entdeckter und nach ihm benannter stäbchenförmiger Bazillus, der massenhaft auftritt und sich in den Schleimhäuten der Atmungsorgane festsetzt, später aber auch in das Innere des gesamten Organismus dringt. Wie bei jeder anderen Infektionskrankheit, ist auch bei der Grippe die Ansteckungsgefahr sehr verschieden. Es gibt Individuen, die völlig immun erscheinen, andere, die sogenannten „Anfälligen", werden beim ersten Auftreten der Grippe sofort aufs Krankenlager geworfen. Einen unmittelbaren Grippeschutz, eine Immunisierung durch ein aus dem Blut von Erkrankten gewonnenes Serum gibt es nicht, jedenfalls sind bisher durch Impfversuche keine zufriedenstellenden Ergebnisse erzielt worden.

Wie bei jeder anderen Infektionskrankheit, so gilt auch bei der Grippe der Satz: Vorbeugen ist besser denn heilen. Erfreulicherweise tritt die Grippe nur selten in schwerer Form auf, aber dennoch ist äußerste Vorsicht nicht nur Pflichtgebot gegen die eigene Person, sondern erst recht auch gegen die Mitmenschen am Platze. Wer Anzeichen der Grippeerkrankung bemerkt, der isoliere sich baldigst und vermeide namentlich die Berührung mit anderen Personen, besonders die Massenansammlungen, da sich hier immer Träger der Ansteckungsstoffe befinden.

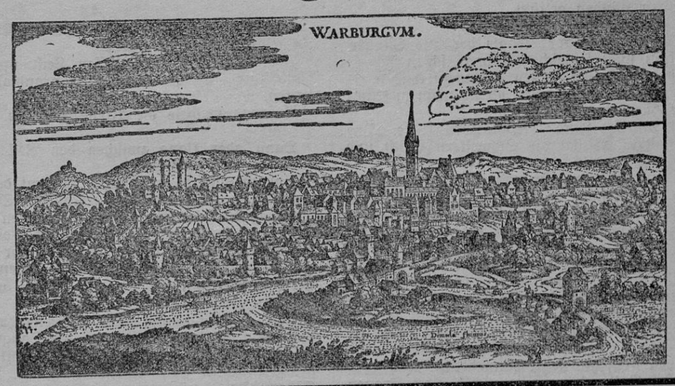
Ein anderes Gebot gegen Grippeinfektion ist, wie ja auch bei jeder anderen Krankheit, peinlichste Sauberkeit. Es empfiehlt sich, vor jeder Mahlzeit die Hände zu waschen, die Wäsche häufig zu wechseln und mehrmals in der Woche ein Vollbad zu nehmen. Auch Luftbäder in Verbindung mit Freiübungen in einem mäßig erwärmten Raum tragen zur Erhöhung des Wohlbefindens bei und bewirken eine Abhärtung des Körpers, die immer der beste Schutz gegen Erkältungskrankheiten aller Art ist.

Was die Ernährung in Grippezeiten betrifft, so empfiehlt es sich, den Magen, namentlich vor dem Schlafengehen, nicht zu überladen und schwerverdauliche Speisen zu vermeiden. Getränke dürfen nicht zu kalt genossen werden. Dringend gewarnt sei vor den eiskalten Getränken, die sich nach dem Vorbild Amerikas auch bei uns immer mehr einbürgern. Durch mäßige Alkoholzufuhr kann die Blutzirkulation bis zu dem Grade gesteigert werden, daß die Ansiedlung von Bazillen gestört wird und die Krankheitskeime von den im Körper wirksamen Gegengiften um so schneller vernichtet werden. Selbstverständlich darf der Alkoholgenuß nicht in Alkoholmißbrauch übergehen. Es ist Aufgabe des Arztes, je nach der Körperverfassung des Kranken die Alkoholmenge festzusetzen. Schwach alkoholische Getränke wie Bier — es kann gelegentlich auch ein Glas Bockbier sein — sind vorzuziehen, da bei starken Spirituosen das Herz unter Umständen zu sehr in Anspruch genommen wird. Dagegen hat der Arzt den Alkohol in jeder Form strengstens zu verbieten, wenn die Grippe in ein fieberhaftes Stadium getreten ist, da in diesem Fall die durch das Fieber bereits geschwächte natürliche Abwehrkraft eine weitere Minderung erfährt.

Während die Grippe bei uns meistens einen gutartigen Verlauf nimmt, zeigt sie in anderen Ländern, wie in Nordamerika, häufig sehr böse, schnell zum Tode führende Formen. Während des Krieges fielen in einem Ausbildungslager im Staate Oklahoma, wo 20 000 Rekruten zusammen gezogen waren, in zwei Wochen 4000 von ihnen der Grippe zum Opfer. Auch in diesem Jahre werden überaus schwere Massenerkrankungen und Sterbefälle an Grippe aus allen Teilen der U. S. A. gemeldet. Ob die Lebensweise des Amerikaners, seine Vorliebe für eiskalte Getränke, seine vorwiegend auf Fleischkost eingestellte Ernährung, der Genuß schlechter alkoholischer Getränke im ursächlichen Zusammenhang mit der überaus heftigen Grippeepidemie stehen, läßt sich natürlich schwer entscheiden. Jedenfalls ist die kürzlich erfolgte Freigabe größerer Mengen reinen Alkohols aus den Lagerhäusern der Regierung für Arznei-Zwecke ein Zeichen dafür, daß man anfängt, der von vielen Aerzten beobachteten Heilwirkung des Alkohols gegen Grippe Rechnung zu tragen. Auf alle Fälle ist es Pflicht des Arztes, die wenigen Mittel, die ihm im Kampf gegen die Grippe zur Verfügung stehen, auf ihren Gebrauchswert zu prüfen und gegebenenfalls anzuwenden. Für das Publikum gilt aber, wie bei allen epidemischen Krankheiten, das Gebot, sofort den Arzt heranzuziehen, sobald sich die ersten Anzeichen einer Grippeerkrankung bemerkbar machen.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 8 — 26. Januar 1929 — 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(17. Fortsetzung.)

„Das bedaure ich! Sie kennen meine Wertschätzung für Ihren Herrn Vater. Ich möchte vor seinen Augen nicht als leichtsinniger Strick stehen. Ich hoffe, mir bald seine Absolution zu holen."

„Recht bald!" sagte sie rasch. „Sie werden doch morgen zu unserer Gesellschaft kommen? Diese Ausnahme müssen Sie machen. Ich bitte Sie darum!"

Heyden sah sie lächelnd an. „Sie können wunderschön bitten, Fräulein Renate, aber . . . ich muß Ihnen doch abschlagen. Seien Sie mir nicht böse, ich brauche Ruhe. Die letzten Tage waren für mich doch strapaziöser, als ich gedacht habe. Wenn es Ihnen aber recht ist, werde ich Sie kommende Woche besuchen. Ich freue mich auf eine recht nette Plauderstunde."

„Das ist schade!" bedauerte Renate. „Ich hatte so fest gehofft. Aber ich will Sie nicht drängen und mich auf Ihren Besuch freuen. Papa und Mama lassen Sie recht herzlich grüßen. Papa freut sich auf eine Partie Schach mit Ihnen."

„Ich nicht minder. Ich schätze Ihren Vater außerordentlich, Fräulein Renate."

„Uebertragen Sie auch ein wenig Wertschätzung auf mich, Herr Heyden," bat Renate schelmisch.

„Wertschätzung!" sagte Heyden und sah das schöne Mädchen mit flammenden Augen an. „Wertschätzung . . das wäre zu wenig, Fräulein Renate."

Das Mädchen wurde verlegen, eine glühende Röte trat auf ihre Wangen, als sie Heydens Blick begegnete.

Dann verabschiedeten sie sich herzlich.

* * *

Der Intendant brachte seine Wünsche vor.

Alle, die Heyden für seine Tat feiern wollten, hatten sich hinter Geheimrat Stuhlbaur gestellt, der als Interpret ihrer Wünsche auftrat.

Aber Heyden lehnte ab.

„Ich bin nicht für äußeren Kram, Herr Geheimrat. Ich freue mich der Anerkennung, die man mir entgegenbringt, aber . . . ich brauche Ruhe."

Alle Bemühungen des Interdanten nützten nichts. Heyden blieb bei seiner Ablehnung.

* * *

Als der große Sänger in Begleitung von Grütz und Feyerabend die Staatsoper verließ, empfing ihn auf der Straße der Jubel der Massen, die auf ihren vergötterten Liebling gewartet hatten.

Nur mit großer Mühe gelang es den dreien, ins Auto zu kommen.

Die Polizei mußte dem Chauffeur durch die Massen helfen.

Heyden quittierte die Verehrung mit einem müden Lächeln. Grütz und Feyerabend saßen ihm gegenüber. Sie störten ihn nicht, als er während der Fahrt die Augen leicht schloß und schwieg.

Als sie in Südende ausgestiegen und nachdem die letzten Ovationen überstanden waren, die Villa Engst betraten, atmete Heyden tief auf.

„Gott sei dank!" sagte er zu den Freunden. „Jetzt bin ich zu Hause. Jetzt wollen wir noch ein paar Stunden froh zusammen sein."

„Du bist müde, Junge!" sagte Feyerabend. „Geh' zur Ruhe. Wir kommen morgen wieder."

„Nein!" sagte Willmar hastig. „Bleibt! Ich bin nicht müde. Nur . . . dieser Taumel der Menschen liegt wie ein Alp auf mir. Hier bin ich wieder Mensch. Kommt, wir wollen noch ein wenig zusammen sein. Und ein Glas Sekt wird uns nichts schaden. Uebernachtet beide bei mir."

Sie schritten in das Haus und stießen auf die Schwestern Engst.

„Fräulein Anna," fragte Heyden, „schläft unser Kind?"

„Unser Kind schläft!" antwortete das alte Fräulein. „Es hat mehrmals nach dem Papa gefragt und hat geweint, weil er nicht gekommen ist, um Klein-Elschen in den Schlaf zu singen. Aber dann ist sie eingeschlafen. Darf ich Ihnen noch etwas herrichten, Herr Heyden?"

„Ich bitte drum, Fräulein Anna. Ich möchte mich mit meinen Freunden noch aussprechen. Sie und Fräulein Lisbeth sind uns natürlich willkommen."

Bald saßen sie am festlich gedeckten Tisch, und Heyden erzählte seine Erlebnisse. In dem kleinen Kreis von Menschen, die er liebte und schätzte, tat er das gern. Er ging aus sich heraus. Alles Müde war mit einem Male von ihm abgefallen. Er war wieder der frisch-fröhliche Heyden.

Seine ursprüngliche Art, seine tiefe Herzlichkeit spann sie ein und brachte sie dem Menschen Heyden nahe. Sie fühlten, daß der Mann um sein Ich kämpfte, daß er nicht dem Einfluß der Massen erliegen wollte.

Und dann . . . spielten sie einen Skat. Es war schon zwei Uhr, als sie begannen. Alle Ermahnungen Feyerabends nützten nichts. Heyden wollte noch mit ihnen zusammenbleiben.

Aber die Partie war kurz. Heyden sah bald, daß sein Schwiegervater zu müde war. Er brach ab. Feyerabend wurde in das Gastzimmer geleitet.

* * *

Heyden und Grütz saßen allein beisammen. Willmar hielt den Kopf mit beiden Händen gestützt.

Versonnen sah er an dem Freunde vorbei.

„An was denkst du, Willmar?" fragte der alte Sänger.

Die Antwort kam nicht sogleich. Willmar schien sich zu mühen, seine Gedanken in die rechten Worte zu kleiden.

„Ich . . . habe darüber nachgedacht, ob ich meinem Kinde nicht endlich eine Mutter geben soll."

„Ist es wirklich um das Kind?" fragte Grütz leise. „Das Kind braucht sie nicht. Es hat die Schwestern Angst und dich."

Willmar nickte und sah ihn dann voll an: „Deine Augen sehen richtig. Es ist um mich. Meine Seele ist voll Sehnsucht. Seit Elviras Tod glaubte ich, mein Leben allein gehen zu können, ich wollte nicht noch eine Enttäuschung kennenlernen. Doch . . . es hat sich in mir gewandelt. Ich sehne mich nach dem Weibe, ich möchte noch einmal die Liebe erfahren . . . und doch bangt mir so sehr."

„Bangen? Freund, du hast das Leben gemeistert, hast dich mit einem Schlag durchsetzen können. Du mußt es nicht schwer nehmen. Wirb' um die, zu der dein Herz dich am meisten zieht."

Heyden senkte den Kopf und sagte dann heftig: „Ich weiß es nicht, Karl! Bei Gott, ich weiß es nicht! Drei Frauen sind in mein Leben getreten, die auf mich warten und die ich lieben könnte. Alle drei lieben den Sänger Heyden! Wenn ich nur wüßte, welche von ihnen den Menschen Heyden begehrt. Ach, ich wünschte, ich wäre nie Sänger geworden, wäre der unbekannte Heyden geblieben. Wahrlich, ich hätte es nicht nötig, mich mit nutzlosem Grübeln zu quälen."

Grütz stand auf und legte seinen Arm auf des Freundes Schulter.

„Sag mir, zu welcher Frau es dich am meisten zieht, Willmar."

„Ich weiß es nicht!" entgegnete Heyden hilflos.

„Du mußt es wissen!" Beinahe heftig ward der alte Sänger. „Wirb, Junge! Mache dem Grübeln ein Ende. Ich weiß, daß dir, trotz der Enttäuschung, die du einst kennenlerntest, das Weib das Höchste, Anbetungswürdigste ist. Sei froh, daß du diesen Glauben in dir trägst. Aber laß dir das Eine sagen: Es gibt nichts selteneres im Leben, als daß ein Mensch um seiner selbst willen geliebt wird. Wir kommen ohne ein bißchen Vertrauen und gute Hoffnung nicht aus. Wag's oder laß die Finger ganz davon."

Heyden nickte wieder und sagte leidenschaftlich: „Ich will mich aber nicht mit falschem Hoffen und Glauben abfinden. Ich will es nicht. Ich werde auf ein Zeichen warten!"

„Verwarte nicht die Stunden! Entscheide dich rasch. Drei Frauen, sagst du, Willmar, von denen dir eine soviel gilt wie die andere. Würfle um sie!"

„Was soll ich tun!"

„Das Schicksal anrufen. Sieh mich nicht so entsetzt an. Das ist eine Lösung. Würfle! Für jede Frau einen Wurf und der höchste Wurf ist Gewinn!"

„Willst du mich verspotten, Karl?"

„Nein, Willmar!" antwortete Grütz. „Ich will dir helfen, damit du wieder der frisch-fröhliche Heyden wirst. Faß zu! Hier sind Würfel."

Wie unter einem Zwang nahm Willmar die Würfel und betrachtete sie lange.

„Ihnen soll ich mein Lebensglück anvertrauen?"

„Wenn dein Herz nicht klar sprechen kann!"

Willmar war einverstanden. Er sagte leise, als ob er sich schäme:

„Für Renate!"

Und er tat den ersten Wurf.

„Fünfzehn Augen!" sagte Grütz. „Nun den zweiten!"

„Für Mara!"

Grütz zuckt zusammen, als er diesen Namen hörte. Hart wurde seine Miene, aber er wagte kein Wort.

Dann sahen beide sich erschrocken an.

Wieder waren es fünfzehn Augen.

„Und jetzt den letzten Wurf!" sagte Heyden gepreßt und sprach keinen Namen aus.

Die Würfel rollten, und wieder sahen sich die Männer an. Auch diesmal fielen fünfzehn Augen.

Heyden stand auf und schleuderte die Würfel in eine Ecke. Hart lachte er auf. „Siehst du, alter Freund, auch das Schicksal verweigert die Antwort! Komm, laß uns schlafen gehen."

Härter denn je war seine Miene.

12.

Im September 19.. war es, als die Kunstwelt durch eine Nachricht beunruhigt wurde.

Der Sänger Heyden, dessen Leistungen sich von einem Male zum anderen bis zu einer grandiosen Höhe gesteigert hatten, war erkrankt.

Anfangs meldete die Presse, daß die Erkrankung nichts bedeute.

Dann aber klang zwischen den Zeilen durch, daß Befürchtungen bestünden.

Am unruhigsten war der Intendant der Staatsoper.

Er hatte mehrmals den erkrankten Sänger besucht, den eine heimtückische Grippe niedergeworfen hatte, und konnte von dem wortkargen Kranken nichts Positives erfahren.

Heyden hatte sich in den Monaten vor seiner Erkrankung sehr verändert, er war fast ein Eigenbrödler geworden. Er, der sonst immer heiter und fröhlich war, hatte sich zum Grübler verwandelt.

Aber die Wandlung seines Wesens hatte sich nicht etwa ungünstig auf seine Leistungen als Sänger ausgewirkt. Im Gegenteil. Immer tiefer, innerlicher hatte er seine Partien gestaltet. Sein Tristan, sein Siegfried, sein Pedro waren Höhepunkte.

Unerschöpflich schien seine Stimme. Heyden konnte in seinem Singen die heiße Sehnsucht seines Herzens ausdrücken, und er schuf damit unvergeßliche Leistungen.

Vier Wochen nach Heydens Erkrankung kam der Chordirektor Feyerabend mit tiefernstem Gesicht in die Staatsoper. Unverzüglich begab er sich zum Intendanten, der ihn liebenswürdig bat, Platz zu nehmen.

„Ich komme von meinem Schwiegersohn," begann Feyerabend. Der Ernst seines Tones ließ den Intendanten zusammenfahren.

„Wie geht es Herrn Heyden?"

„Körperlich gut. Aber . . . die Stimme ist erledigt."

Geheimrat Stuckbaur fuhr unter diesen unbarmherzig offenen Worten zusammen.

„Das . . . kann doch nicht sein! Der Arzt hat mir doch wiederholt gesagt . . ."

„Daß die Stimme wieder wird!" Feyerabend nickte. „Ja, das sagt er auch heute noch. Heyden glaubt es, aber er will nicht mehr singen und bittet Sie, ihn von seinem Kontrakt zu entbinden."

Stuckbaur stand erregt auf, fuchtelte abwehrend mit den Armen und sagte erregt: „Aber . . . das hat doch noch Zeit! Herr Heyden soll sich erholen. Ich will gern ein Jahr warten, wenn es sein muß."

Feyerabend schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Geheimrat, Heyden singt nicht mehr. Die Stimme ist tot. Sie wird vielleicht wieder, aber sagen Sie selber, glauben Sie, daß die Natur dieses Wundermerk von Stimme, das sie jetzt nahm, einmal zurückgibt? Wir wissen beide, daß Heydens Leistungen Wunder waren, die uns von einem Male zum anderen unfaßbarer erschienen. Ein solches Stimmwunder ist nur einmal möglich. Wenn er seine Stimme zurückerhält, wird er nie wieder zu diesen großen Spitzenleistungen fähig sein. Und, glauben Sie, ein Heyden stellt sich dem Publikum mit einer mittleren Leistung vor! Das tut er nicht, und das ist auch nicht im Interesse der Staatsoper."

Der Geheimrat schüttelte den Kopf und schlug Feyerabend auf die Schulter.

„Ich will erst einmal mit dem Arzt reden, ehe ich Herrn Heyden von den eingegangenen Verpflichtungen entbinde."

Feyerabend erhob sich. „Tun Sie das, Herr Geheimrat, ich habe meine bittere Pflicht erfüllt und Ihnen den Wunsch meines Schwiegersohnes unterbreitet."

Stuckbaur hielt die Hand des Chordirektors lange fest.

„Lieber Freund," sagte er dann herzlich und traurig zugleich, „es ist für uns beide zu bitter. Es will mir nicht in den Kopf, daß ich die köstliche Stimme nicht mehr hören soll. Vielleicht hat die Natur doch Erbarmen."

„Die Natur ist grausam, Herr Geheimrat!"

„Wir müssen ein wenig Hoffnung haben, lieber Feyerabend."

Bekümmert nickte der Alte. „Ich möchte es sehen, aber wenn ich in das hartgewordene Gesicht Heydens blicke, dann schwindet sie. Es ist unsäglich bitter."

* * *

Als Stuckbaur sich zum Ausgehen fertiggemacht hatte, wurde ihm Professor Meller gemeldet, der Heyden in Behandlung hatte.

Erfreut bat Stuckbaur den Arzt, näherzutreten.

Als sich die beiden Herren gegenübersaßen, begann der Professor: „Ich komme wegen Heyden."

„Ich weiß es, Herr Professor. Ich hatte die Absicht, sie eben aufzusuchen."

„Ich habe heute mit zwei Kollegen, dem Bonner Kehlkopfspezialisten Dr. Dommert und dem Wiener Professor Meyerling, Herrn Heyden noch einmal gründlich untersucht. Das Ergebnis ist sehr zweispältig. Dr. Dommert hält die Stimme für verloren, ich bin nicht ganz seiner Meinung. Ich glaube, daß eine lange Schonung und systematische Behandlung die Stimme wiederschafft."

Die Worte des Arztes erweckten starke Hoffnung in dem Geheimrat, und er sagt erfreut: „Ihre Worte sind wohltuend, Herr Professor, ich hoffe auch."

Ernst fuhr der Professor fort: „Sie machen sich gewiß zu viel Hoffnungen. Ich sagte Ihnen . . . ich glaube, daß die Stimme wieder wird. Ueber eins aber sind wir Aerzte einig: das Stimmwunder, was er war, ist verloren. Heyden wird wieder singen können, ich glaube es wenigstens, aber nie wird die Stimme wieder so werden, wie sie uns alle begeisterte. Die Stimme kann wieder gut werden, aber nie . . . nie wieder das gewaltige Stimmwunder."

Stuckbaur wollte an das Nie nicht glauben.

„Herr Professor, sagen Sie das nicht. Ich will hoffen! Möglich ist alles auf der Welt. Ich schätze Ihre ärztliche Kunst außerordentlich hoch, aber es ist in Ihrer Praxis doch vorgekommen, daß die Natur der Wissenschaft ein Schnippchen schlug."

„Gewiß, Herr Geheimrat!" gab der Professor offen zu. „In diesem Fall ist dieses Wunder aber ausgeschlossen. Ich habe den Kehlkopf genau untersucht. Er war eine Wunderleistung der Natur."

Ausführlich eindeutig legte er dem Intendanten klar, warum eine völlige Wiederherstellung Heydens nicht möglich sei.

Und der Intendant kapitulierte vor dem Arzt. Alle Hoffnung sank in sich zusammen, und er war bereit, Heyden von seinem Vertrag zu entbinden.

* * *

Geheimrat Spranger besuchte Heyden.

Als der Sänger ihn erblickte, flog eine helle Röte über seine bleichen Züge.

Der Kranke erhob sich aus dem Lehnstuhl und schritt dem Geheimrat entgegen.

Stumm begrüßten sie sich. Heyden empfand plötzlich eine heiße Freude, als er in die Augen des Finanzmagnaten sah. In ihnen lebte nach wie vor die starke Freundschaft zu ihm.

Und das nahm ihm mit einem Male alle Befangenheit, die Härte in seinem Antlitz verlor sich.

(Fortsetzung folgt)

Der „Napoleongeiger".

Eine Erzählung aus dem alten Wien von Herbert B. Patera-Wien.

Unsere Großväter haben ihn noch alle gekannt, denn er war in dem Wien der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts stadtberühmt. Damals, als noch die Basteien die Stadt einengten und sich vor den altersgrauen Toren noch weite Felder und Gärten dehnten, hinter denen die kleinen Häuschen der Vororte halb verschwanden, stand an der Stelle der heutigen Billrothstraße, wo sie zur alten Döblinger Kirche führt, ein altes, kleines Weinhaus. Hinter uralten Linden und Kastanien lag ein kleiner, lauschiger Wirtsgarten, wo man den besten Wein der näheren und weiteren Umgebung bekam. An Sonntagen war diese kleine Schenke immer gefüllt von einem gutbürgerlichen Publikum, das mit Kind und Kegel hinaus zog. Da erschien auch oft ein kleines, eisgraues Männlein, das vom Wirt ehrfürchtig begrüßt und von den übrigen Gästen bestaunt wurde. Ein Raunen und Flüstern hob an, an allen Tischen steckten die Leute die Köpfe zusammen und tuschelten sich die Neuigkeit zu: „Der Napoleongeiger ist wieder da!" Die meisten kannten den Alten und begrüßten ihn durch Zutrinken, bis dann einer aufstand, vor ihn hintrat und ihn bat, etwas auf der Geige zu spielen. Darauf wiederholte sich immer wieder dasselbe Spiel. Zuerst weigerte sich das Männlein hartnäckig, bis es nach vielen Bitten endlich nachgab und seine Geige durch einen kleinen Schankbuben aus seiner nahen Wohnung in Döbling holen ließ. Wenn dann der Junge mit dem schwarzen Kasten kam, erstarrte der ganze Garten in lautloser Stille. Der alte Herr prüfte erst bedächtig die Saiten, probierte mit einigen Strichen den Fiedelbogen, setzte mit fester Hand an, und nun jubelte ein feines, uraltes Wiener Lied, oder ein in die Glieder gehender Armeemarsch knatterte über die Saiten, daß die Gäste atemlos dem künstlerischen Spiele lauschten, bis der Alte mit einem Crescendo das Spiel beendete. Dann brach der Sturm los. Alles jubelte, schrie, stieg auf die Bänke und klatschte begeistert in die Hände. Der alte Mann aber nickte vergnügt nach allen Seiten und saß mit einem fröhlichen Lächeln vor seinem Viertel „Heurigen". Später kam er immer seltener; nur noch an schönen, warmen Sommertagen betrat er das alte Weinhäuerhäuschen. Und an einem solch beglückenden Sonnentag war es auch, wo ich ihn kennen lernte; mein Großvater hatte mich diesmal mit hinaus genommen, „damit der Bub einmal bei einem solchenen Tag ins Freie kommt!"

Da saß an einem Tisch, etwas abseits von den anderen, ein alter, eisgrauer Mann, der schon an die achtzig Jahre zu zählen schien. Er sah auf, und ein Leuchten ging über sein runzliges Gesicht. Er streckte dem Großvater die Hand entgegen: „Ah, da schau, der Scharfzinger Ferdinand, grüß Dich Gott, Ferdl!" Mein Großvater begrüßte ihn ebenso vertraulich und sagte zu mir: „Gib dem Herrn Dei Hand, mein Kind!" Der Alte strich mir wie liebkosend über die Stirn: „Grüß Dich Gott, Buberl!" Wenige Minuten später waren die Beiden in alten Zeiten. Ich hörte, wie mein Großvater immer mehr in Eifer kam, auch dem anderen, dem „Napoleongeiger", glühten die Wangen, und ich hörte vom Erzherzog Karl und von der Colloredo-Infanterie, von Napoleon und Aspern und Welschland. Die beiden wurden wieder jung in ihren Erinnerungen. Plötzlich öffnete der „Napoleongeiger" mit zitternder Hand den Geigenkasten und nahm eine schöne, goldbraune Geige heraus. Da wurde es plötzlich still um uns. Alles lauschte. Er spielte so innig und schön, wie ich in meinem Leben nie mehr jemand habe spielen hören. Bis endlich die Melodie überging in die feierlichen Töne von Vater Haydns unvergeßlicher Weise. Alles sprang auf und entblößte das Haupt. Das ganze Publikum sang den wohlbekannten Text mit: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!" Den Alten aber liefen zwei Tränen über die runzligen Wangen. Als wir dann, nachdem sich der Beifall etwas gelegt hatte, aufbrachen, da schüttelte mein Großvater dem kleinen Männlein lange die Hand: „Pfirt Dich, Franzel, und vielen Dank für den heutigen Tag!"

Wie wir dann heim schritten durch den sinkenden Tag, wo die ersten Dämmerschatten heran kamen und vom fernen St. Stephan die Vesperglocken läuteten, da erzählte mir mein Großvater die Geschichte vom „Napoleongeiger". Er hieß eigentlich Franz Tilgner und war der Sohn eines ehrsamen Tischlermeisters. Mein Großvater kannte ihn, seit sie als Jungen auf dem Glacis getollt hatten. Schon frühzeitig war der Franzl ein Geigenkünstler, aber auch ein großer Tunichtgut, der ebenso wie mein Großvater viele mehr lustige, als schlechte Streiche auf dem Gewissen hatte. Da war es für sie eine willkommene Gelegenheit, daß der Kaiser Soldaten warb gegen den Korsen. Sie nahmen Handgeld bei der Colloredo-Infanterie und zogen im weißen Rock nach Italien zum Erzherzog Karl. Bei einem Gefecht am Mincio wurde der Feldmarschall auf sie aufmerksam, ließ sie in sein Zelt rufen und erfuhr, daß sie ehrsame Bürgersöhne seien. Auch daß der Tilgner die Geige gut spielte, erfuhr der hohe Herr, und seit dieser Zeit mußte der Franz den Armeekommandanten oft mit seiner Kunst erfreuen. Es kam der Rückzug vor Napoleon bis ins